

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 22 (1914)
Heft: 11

Artikel: „Wir heissen's Frommsein“
Autor: Wille, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406447>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich antwortete: Warum werden Sie nicht römischer Katholik? Warum bleiben Sie unter allen Umständen Baptiste? Ich denke, weil Sie von baptistischen Eltern geboren wurden, weil Sie in baptistischen Kirchen aufgezogen wurden, weil Sie in baptistischen Seminarien für den Missionsberuf vorbereitet wurden, kurz, weil man Sie zu einem Baptisten gemacht hat. Bei mir verhält sich die Sache ganz anders, Ich bin als Heide geboren, im Heidentum großgezogen worden. Ich habe meinen Weg durch das Christentum erkämpfen müssen — es war ein schwerer Kampf. Sie haben, denke ich, nichts derartiges durchmachen müssen. Sie kennen das schreckliche Erlebnis eines Religionswechsels nicht. Da Ihnen eine solche Erfahrung abgeht, so können Sie uns nicht verstehen und können daher auch nicht unser Lehrer werden. Wir haben gekämpft, mit unserm Herzblut gekämpft. Sie sind von Kämpfen verschont geblieben. Lassen Sie uns denn in Ruhe und versuchen Sie nicht wieder, uns zu dem zu befehren, zu dem man Sie gemacht hat. Ihre baptistische Form des Christentums ist nur ein erworbenes, ein erkauftes Christentum, unser Christentum ist ein erlebtes, ein erkämpftes Christentum. Wir können nicht ein teureres hergeben für ein billigeres.

Die Antwort war: Sie sind ein arroganter Mensch. Ich kann mit Ihnen nichts anfangen.

Und so schieden wir von einander — mit großem Leid.

Laßt uns die Freiheit, wie wir sie auch Euch lassen! Diesen Grundsatz möchte ich auch der Mission zuzurufen. Laßt uns doch frei sein und ohne Kirche! Wir lassen ja Euch auch Kirchen bauen, wie Ihr wollt. Wir haben einen Teil von unseren Leuten, die durch meine Bemühungen für das Christentum gewonnen werden konnten, zur bischöflichen Kirche gesandt, einige zur methodistischen, einen Teil zu den Congreganten, wieder andere zu den Presbyterianern und einigen anderen religiösen Gemeinschaften geschickt. In einem Fall überredeten wir sogar die ganze Christengemeinde, die ihre Gründung meinen schwachen Kräften verdankte, sich mit der methodistischen Kirche zu vereinigen, innerhalb der sie bis heute noch eine mächtige Kraft entfaltet. Weder Kirche noch Mission haben dafür ein Wort der Anerkennung übrig gehabt, von Dankbarkeit gar nicht zu reden. Oh, handelt wenigstens als Amerikaner, wenn Ihr nicht als Jünger Christi handeln könnt und laßt uns frei sein, wie auch wir Euch die Freiheit lassen. Aber vor allem, raubt uns nicht die Freiheit, wenn es sich nur um so unbedeutende Fragen handelt, wie die der Kirche und deren Verwaltung.

Missionare sind „Gesandte“, gesendet von ihren eigenen Kirchen, uns zu befehren — ja, noch mehr — uns zu ihren Anschauungen von Gott, Seele und Unsterblichkeit zu befehren. Um des Himmels Willen hüten Sie sich ängstlich, sich von uns befehren zu lassen, auch nicht in den nebenächlichsten Dingen. Sie kommen zu uns mit bereits fertigen Urteilen und Ansichten und mit dem festen Willen uns zu besiegen, ohne von uns besiegt zu werden. Nun ist bekanntlich im gewöhnlichen Kampf ein Sieg ohne teilweise Niederlage gar nicht denkbar. Ein „vollkommener Sieg“ ist etwas, was in der Welt nicht existiert. Auch der Kampf um die Liebe macht davon keine Ausnahme. Es ist nicht möglich, andere zu befehren, ohne in einigen Punkten — wenn auch ganz nebenächlichen — von ihnen wieder befehrt zu werden. Vielleicht habt Ihr es gar nicht nötig, Euch von uns befehren zu lassen, aber in nebenächlichen Dingen, in Fragen der Kirche und der Kirchenverwaltung usw. da müßt Ihr Euch befehren lassen, sonst könnt Ihr nicht erwarten, andere zu Euch zu befehren. Der Grund, warum die Heiden stets sich weigern, von Missionaren befehrt zu werden, ist meiner Ansicht nach der, daß diese von jenen eine voll-

ständige Befehung verlangen. Die christlichen Missionare versuchen die Heiden zu befehren, gerade so, wie die Moslems versuchen, die christlichen Völker zu unterwerfen. Auch sie hatten es auf vollständige Unterwerfung abgesehen. Deshalb ihr Mißerfolg. Die christlichen Missionare, wie wir sie so weit in unserem Lande selbst kennen lernten, haben unsere Herzen nicht zu gewinnen vermocht, weil sie im Allgemeinen uns wenig oder gar nichts zu geben hatten, während sie von uns verlangten, ihnen unser Ganzes unser Alles zu geben. Kein Mensch kann das tun, weder Mann noch Frau, so lange sie noch etwas Achtung vor sich selber übrig haben.

Wir japanischen Christen sind dankbar, ja wir sind glücklich, wenn wir von einem Menschen hören, der seine Sünden bereut und sich zu Christus befehren will. Uns ist es einerlei, zu welcher der über 600 Sekten, die es in der christlichen Welt geben soll, er übergehen will. Ganz anders bei den christlichen Missionaren. Da herrscht nur Freude, wenn ein Heide befehrt worden und dieser sich ihrer Kirche anschließt. Ob die Christengemeinde als solche, als Ganzes wachse, das läßt ihn ziemlich gleichgültig. Wenn nur die eigene Gemeinde wächst. Ja, wir haben erfahren von einer baptistischen Kirche, die Gott dankte dafür, daß eine presbyterianische Familie den Presbyterianismus aufgab, um zu ihrer baptistischen Kirche zuzutreten. Vom Standpunkte der Missionen sind Befehrungen von Heiden durch nichtkirchliche Priester nicht statthaft. Sie werden mißbilligt und scharf kritisiert!

Einige reden mich mit „Hochwürden“ an. Aber ich bin kein „Hochwürden“. Ich bin ganz einfach Herr So- und-so. Kein Mensch hat mir jemals ein Zeugnis ausgestellt, damit ich predigen oder die Feder führen könne. In der Bibel steht: *Sein Name ist hochwürdig und heilig.* Ps. 101. 9. Ich ziehe es vor, diese beiden Titulaturen auf Seine himmlische Majestät anzuwenden, statt auf uns sterbliche Menschen. Das Gewissen der Protestanten fühlt sich verlekt, wenn der römische Papst sich „Heiliger Vater“ nennt. Warum aber dulden sie es, daß ihre Priester sich „Hochwürden“ nennen? Was mich betrifft, so fühle ich mich eher getroffen als erfreut, wenn ich mit „Hochwürden“ angesprochen werde. Mein Ideal ist nicht ein „hochwürdiger Herr“ zu sein, sondern ein „Viehhalter zu sein, der wilde Feigen sammelt“, wie in Amos VII. 14. zu lesen ist.“ So weit also Utschimura.

Ob wir ihn nicht als einen unbewußten Vorkämpfer für unsere „Religion der Zukunft“ in Japan zu betrachten haben?

„Wir heißen's Frommsein.“

Von Dr. Bruno Wille (Friedrichshagen).

„Lohnsucht, sozusagen das Trinkgeld, regiert unsere frumbe Christenheit — was übrigens kein Wunder ist, — wird sie doch darauf dressiert von Kindesbeinen an — nämlich einen Platz zu ergattern an der himmlischen Freudentafel.“ So hatte ich in einer Unterhaltung über unsere Zeitverhältnisse gesprochen, und mein Gast, der freireligiöse Herr Konrad, Altpfarrer aus der Schweiz, nickte düster: „Es ist so! Und als junger Theolog hab ich selber solcher Lohnsucht Vorschub geleistet — meine Konfirmanden haben an den himmlischen Papa geglaubt, der in einer Hand die Zuckerdüte, in der andern die höllische Rute hält. Wenn ich persönlich auch anders dachte, so war ich doch befangen vom Geschwätz meiner Amtsbrüder, die Religion Goethes sei bloß für die Gebildeten, das gemeine Volk bedürfe eines gröbereren Glaubens, um in Zucht gehalten zu werden.“ — „Und wie sind Sie von dieser Ansicht abgekommen? Das interessiert mich natürlich, Kollege. Wie wurde aus einem

Kirchenpfarrer ein Freireligiöser? Erzählen Sie etwas aus Ihrer Heimat, von Ihren biedern Schwägern!" — Vertraulich nahm mich der Altpfarrer unterm Arm, und wir schritten gemächlich:

"Wie ich freireligiös geworden bin? Das ist nicht auf einmal gekommen, natürlich nicht! Und es fällt mir nicht ein, die Beweggründe an den Fingern herzuführen. Aber eine Begebenheit will ich berichten, die einen entscheidenden Eindruck auf mich gemacht hat.

Ich war kurze Zeit Pfarrer in Wehikon, und zu meiner Gemeinde gehörte das benachbarte Dorf Gossau. Die dortige Feuerwehr hatte ein modernes Spritzen- und Uebungshaus erbaut, und meine Weiherede war eben beendet. Da teilten mir die Veranstalter mit, die Lokaldichterin von Gossau — sie gebrauchten den Ausdruck mit Respekt und Stolz — werde ein Gedicht sprechen, das sie auf besonderen Wunsch verfaßt habe.

Eine hagere Matrone stieg nun die Leiter zum Türmchen hinan und sprach zur lautlosen Menge mit fester Stimme. Ich habe von den Versen nur den Schluß behalten:

"Horch, das Feuerglöcklein schrillt — da treten
Wie zum Gottesdienst wir in die Reihe.
„Samariter hilf“ heißt unser Beten,
Nächstenliebe unsre Gottesweihe."

Nicht übel, gelt? Ich schüttelte der Lokaldichterin die Hand und hatte beim abendlichen Festtrunk Gelegenheit, mit ihr zu plaudern. Sie war ledigen Standes und lebte von einem kleinen Anwesen, das sie verpachtet hatte. Sie sprach schriftdeutsch wie ein Schulmeister — nur wenn sie lebhaft wurde, kamen schwärzliche Wendungen. Absonderlich war ihre Belesenheit, und nicht bloß mit unsern besten Dichtern schien sie vertraut, sondern auch mit philosophischen Schriften. Beispielsweise verehrte sie Feuerbach. Etliche ihrer Aussprüche berührten mich über schönes Wetterleuchten am Sommerabend. „Nid über de Wulke", sagte sie, „haust der Liehgott — er wachht heimli im Härzsgärtli."

Nicht lange nach dieser Begegnung trat rauher Winter ein, und es hieß, die Gossauer Lokaldichterin sei an der Lunge krank, fühle ihr Ende nah und habe ihren Schwesterjohn kommen lassen, der sie beerben sollte.

Eines Sonntags fuhr ich mit dem Postschlitten Gossau zu — die Patientin zu besuchen. Fand sie im Bett, wachsbleich und hager — sie reichte mir eine fieberheiße Hand. Bei ihr saß ein junger Mann — er hatte aus einem Buche vorgelesen. Er neigte sich vor mir und wollte hinausgehn.

"Magst blube, Peterli" — sagte sie — „gäll, Pfarrer, er darf? S'isch my Schwöschterjohn. Gett sich brav zueche macht — wie ne sy chrant Was g'ruefe het, wyl sie ne gern by sich ha möcht no e paar Täg — solang die dürr Brust no cha atme."

Als ich die Kranke fragte, wie sie sich fühle, lächelte sie — und nach einem heftigen Hustenanfall brachte sie heraus: „Trochene — uih trochene! Wie nes Mehrli — wenn d' Chörnli usfalle . . . f'isch Bnt — ryl bin i — sunder Zwyffel."

Nach ehrerbietigem Schweigen tat ich einen scheuen Blick nach dem Buch: „Ihr habet gelesen?"

Freundlich nickte die Lokaldichterin: „Zeig's her, Peterli!"

Der Titel lautete: „Lieder aus dem unsichtbaren Gottesreiche" — die Gedichte waren von allerhand Verfasser. Aber nicht von sogenannten Frommen — vielmehr von Goethe, Rückert, Sallet und anderen Heiden, selbst von Heine. Zu einer Widmung an ihren Neffen hatte die Lokaldichterin Goethes Wort über das Frommsein eingeschrieben:

„In unsres Busens Keine wagt ein Streben,
Sich einem Höhern, Keinern, Unbekanntem
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten —
Wir heißen's fromm sein."

Ergriffen tat ich das Geständnis: „Wo solche Stimmen heimlich sind, da ist der Pfaff überflüssig mit seiner Salbaderei, die er sonst parat hat für Krankenbesuche."

Die Lokaldichterin nickte und lächelte schelmisch: „Wer aber so redt, da isch e kei Pfaff."

Indessen nahm sie meinen Vorschlag an, daß mit dem Vorlesen fortgefahren werde, und ich las abwechselnd mit dem Peter. Auch beredeten wir zuweilen das Gelesene.

Die Lokaldichterin tat eine Bemerkung zu den Versen Rückerts:

„Denn wo die Lieb erwacht, da stirbt
Das Ich, der finstere Despot.
Du laß ihn sterben über Nacht
Und atme frei im Morgenrot."

„Gäll, Pfarrer? D's Gliche isch im Evangelium g'meint: Wer sein Leben will behalten, der wird es verlieren. So spricht der Heiland. U' was er da im Flug het, isch das Mönischehärz. Ach, wie oft isch es gar zu äng und chynli. U' de suecht's allwyl sy Eigewille — u' het Sorg, sonst ums Lebe z' cho. U' söttigs isch justament das Ich, wo der weise Rückert da finstere Despot heizt. Will immernume sich behaupte, mit Bier u' G'mast. Dräit sich ihm alls ums liebe äng Ich — wyl jelligs Furcht het vorm Untergah. Sei ja mit Recht Furcht! Geiht ja au würlkli unter. Ganz natürlki! Jed's Ich isch halt Stückwerk — het sy Anfang, het sy End."

Mit Seelenruhe nickte sie und bewegte lautlos die Lippen. Aufblickend sprach sie dann wieder deutlich: „Nu aber läbet im Mönischeherz no öppis Bessers, Edlers — u' das isch der wahr Heiland, da d' Schrift der Gottesjohn heizt. U' es schpricht selbiger Heiland: Wer sy's Läbe verliert um mynetwille, der wird 's b'halte. Mebe das Gliche seit ja d'r Rückert: Laß starbe über Nacht da finstere Despot — Gib uf, was du so lang chnächtet het — la' fahre dñs ängs Ich u' find di wider i dem, was lieb heisch! Tue die mit ihm verschmelze, so bisch du öppis Großes u' Wyl's, bisch Eins mit dem Guete u' Wahre, was du lieb heisch — Eins mit dem Unendliche — u' so heisch halt dñs wahre Läbe g'funde — atmesch frei im Morgerot."

Nach diesen Worten, die sie wie eine Seherin gesprochen, sank die Kranke hystend in die Kissen zurück. Ich drückte ihr die Hand, und — wenige Tage darauf war ihr Begräbniß. Nach testamentarischem Willen hielt kein Priester eine Rede — auch ich nicht. Aber ihr Schwesterjohn sprach jene Verse von Rückert. Mancher von der Gemeinde, sogar — wie ich dann im Zwiegespräch bemerkte — ein ziemlich verknocheter Bauer hatte das Gefühl: Diese eigengläubige Seele war die wahrhaft frömmste von uns allen. Kein Dogma hatte sie geleitet, sondern einfach das menschliche Leben — und ihr Heiland war eine äußere Person, sondern der höchste Beruf, den sie in sich empfand: tätige Menschenliebe!"

„Schön, Kollege! antwortete ich — „und nicht wahr, seit Sie mit voller Bestimmtheit erkannt haben, daß im Menschen neben dem finsternen Despoten und wildem Räuber, neben dem Sklaven und Krämer auch noch etwas Edles wohnt, das bessere Selbst — und daß man diesem besseren Selbst freie Entwicklung gewähren soll, damit es selbständig das Heil erschaffe — nicht wahr, seitdem sind Sie freireligiös?"

„Allerdings — religiöse und sittliche Selbstbestimmung — und zwar aus dem Heilserlebnis heraus —

das ist unser Ziel. Nicht eingedrillte Forniell — nicht blinder Glaube, der die Vernunft verkümmert und die Entwicklung lahm legt!

„Ja freilich! Lebendige Andacht. Wenn man diese Dinge sieht, wie wir sie sehen, so sollte man meinen — der Wert der freireligiösen Richtung könne gar nicht bestritten werden. Aber die herrische Richtung hat eben Angst vor der Freiheit. Entweder weil sie ihre Herrschaft nicht verlieren will — oder weil sie den Namen des „Gottesohnes“, „Menschenohnes“, des „Heiligen Geistes“ mißbrauchend im Munde führt — der abergläubischen Meinung, das seien fremde Personen, die dem Geschöpf wie äußere Dinge gegenüber stehen, während es doch in Wahrheit wir selber sind, insofern wir das „Göttliche“ — Name ist grade hier Schall und Rauch — nur in unserm Innern finden können.“

Ein protestantischer Leo Taxil.

Von Otto Lehmann-Rußbüldt (Berlin).

Ein protestantischer Leo Taxil — wider Willen, müßte es vollständig heißen. Weshalb der Fall des Pastors Luther mit der berühmten Affäre des Leo Taxil in gewisser Weise in Parallele gebracht werden kann, wird nach der durch Auszüge aus den Gerichtsakten belegten Darstellung sich von selbst ergeben.

In Stahnsdorf bei Potsdam ließ sich im Sommer 1902 Dr. W. Eckert als praktischer Arzt verheiratet nieder. Kurz vorher, am 1. April 1902 war Pastor Luther als Geistlicher ebendasselbst, damals unversehrt, angestellt worden. Zwischen beiden entspann sich bald ein reger Verkehr, der im Laufe der Jahre nachließ, 1908 ganz aufhörte und endlich in Feindseligkeiten ausartete.

Es entwickelten sich nun zwei Strafprozesse vor dem Königl. Schöffengericht und Landgericht in Potsdam, in denen Dr. Eckert öffentlich angeklagt war wegen Beleidigung seines früheren Freundes, des Pastors Luther. In beiden Prozessen wurde Dr. Eckert, der ohne Verteidiger erschien, glänzend freigesprochen. Im Urteil des Landgerichtes vom 29. Juni 1912 heißt es:

„Infolge dieser schroff ablehnenden Haltung des Pastors Luther beschwerte sich Dr. Eckert bei dem Patron der Stahnsdorfer Kirche, Dietloff von Hake, in dessen Familie er mit seiner Ehefrau freundschaftlich verkehrte, über Luther. Um den Pastor näher zu charakterisieren und den Patron von Hake darüber aufzuklären, daß dem Pastor Luther das Ausstreuen von Verleumdungen wohl zuzumuten sei, machte Dr. Eckert dem Herrn von Hake gleichzeitig Mitteilung davon, daß Luther sich ihm, seiner Ehefrau und anderen Personen gegenüber seit den Jahren 1902/03 wiederholt in der abfälligsten Weise über die christliche Religion und seine Oberen ausgelassen habe. Z. B.: Die ganze christliche Religion und alles, was in der Bibel stehe, sei Quatsch und Blödsinn; das Gebet und die häusliche Erbauung seien ebenfalls Quatsch, kein vernünftiger Mensch, und er am allerwenigsten, glaube noch an solche Dinge, das sei längst veraltet, er glaube überhaupt kein Wort von dem, was er in der Kirche sage; er sage seine Predigten aus Büchern her, und zwar nur deswegen, weil er sein Gehalt als Pastor bekäme; die sogenannten kirchlichen Kreise beständen nur aus Schleichern, Heuchlern und Schufsten; in das Konsistorium kämen nur Halunken, die schon Proben von Diebstahl und Betrug abgelegt hätten; die ganze Heuchlerei geschähe nur des Geldes wegen, auch die Patrone steckten mit den Heuchlern unter einer Decke, sein vorgesehener Superintendent müsse auch schon Proben von Diebstahl und Betrug abgelegt haben, sonst würde man ihm die fette Stelle in Teltow, so nahe bei Berlin, nicht gegeben haben; seine Patrone, die Herren von Hake, seien ebensolche Schufste wie alle anderen, die kirchlichen Kreise könnten ihm (Luther) nichts anhaben, denn dabei würde nur ihre eigene Schande aufgedeckt; die Kerls seien außerdem so dämlich, daß man ihnen bloß mit ein paar Bibelsprüchen zu kommen brauche; wenn man ihm etwas anhaben wollte, würde er einfach sagen: „Der Herr hat mich inzwischen erleuchtet“, und dann glaube man ihm alles, was er sagte.“

Aus den für Dr. Eckert mit glänzendem Freispruch endenden Prozessen sind eine Reihe von eidlichen Zeugen-

ausagen für die Beurteilung dessen, was ein antierender Pfarrer alles sagen darf, sehr wichtig.

Fräulein Nagel sagt eidlich aus, daß sie gelegentlich eines Besuches bei Dr. Eckert den Pastor kennen gelernt habe und mehrere Male mit ihm zusammen gewesen sei, da eine Heirat zwischen ihr und ihm ins Auge gefaßt gewesen sei. Bei diesen Zusammenkünften sei auch von Religion gesprochen, da auch sie aus einer Pastorenfamilie stammte und ihr Bruder auch Pfarrer sei. Als sie dem Pastor Luther auf Befragen einmal sagte, ihr Bruder stehe in kirchlicher Hinsicht auf positivem Standpunkt, erklärte er das für Unsinn und Blödsinn, er begriffe das nicht von einem gebildeten Menschen. Er jedenfalls glaube nicht das, was er von der Kanzel predige. Auf ihren Vorhalt, daß er bei solchen Ansichten doch seinen Beruf wechseln müsse, meinte er, er habe das nun mal studiert und es sei sein Brot. Diese Auffassungen von seinem Beruf hätten sie so empört, daß sie den Gedanken einer ehelichen Verbindung mit Luther ohne weiteres fallen lassen und Frau Eckert noch Vorhaltungen darüber gemacht habe, daß sie sie überhaupt mit Luther bekennt gemacht habe.

Frau Dr. Eckert erhärtete eidlich den größten Teil der Ausdrücke, die Luther von ihrem Ehemann in den Mund gelegt werden. Gleich zu Anfang ihres Verkehrs habe Luther, als sie und ihr Ehemann sich mit ihm zu Tische setzen wollten und erwarteten, daß er nun das Tischgebet sprechen würde, sie ausgelacht und gesagt, das tue kein gebildeter Mensch mehr, es sei Quatsch. Als er einmal einen Vortrag halten sollte, dessen erste These lautete: „Die häusliche Erbauung ist eine Quelle reichsten Segens“, habe er sie längere Zeit hindurch statt mit dem üblichen Gruß mit den Worten der These begrüßt, die er stets mit höhnischem Lachen und offenbar mit der Absicht, sich darüber lustig zu machen, ausgesprochen habe. — Weiter bestätigt Frau Dr. Eckert die Behauptungen ihres Mannes im einzelnen, so habe Luther auch geäußert: Er antiere nur des Geldes wegen und würde es nicht mehr tun, wenn er Geld hätte. Die Zeugin ist in ihrem religiösen Gefühl durch solche Bemerkungen so stark verletzt worden, daß sie den Kirchenbesuch einstellte.

Die Lehrer Menzel und Behrends, die dem Pastor Luther als ihrem Lokalschulinspektor unterstellt waren, bekunden eidlich, daß er geäußert habe, er würde sein Amt niederlegen, wenn er einmal das große Los gewönne und zu dem Zeugen Menzel äußerte er weiter, daß er dann noch einmal die Kanzel besteigen würde, um eine Predigt zu halten, die sich gewaschen hätte, und wenn das Konsistorium ihm dann etwas wollte, so könne es ihm . . . (Folgt eins der geflügeltesten Worte aus dem Götz von Berlichingen).

Auf Grund dieser und anderer Zeugenaussagen kamen beide Gerichte zu ihrem freisprechenden Urteil für Dr. Eckert. Als die Affäre damals durch sehr viele Zeitungen ging, entstand an vielen Stellen der Eindruck, als ob Dr. Eckert nicht fair behandelt habe, indem er Vorgänge über Gäste seines Hauses Herrn von Hake in denunziatorischer Absicht erzählt habe. Man gewann den Eindruck, als ob Dr. Eckert ein Mucker sei. Dem allem ist nicht so. Das Amtsgericht Potsdam hat in seinem freisprechenden Urteil ausdrücklich festgestellt: „Lediglich durch das Verhalten des Luther ihm gegenüber ist Dr. Eckert, in der Notwehr handelnd, gezwungen worden, auf diese Weise sich seines Gegners zu erwehren.“

Man sollte meinen, daß das Kirchenregiment in Preußen, das bei der Gerichtsverhandlung durch einen Affessor vertreten war, nach Bekanntwerden dieser Tatsachen den Pastor Luther für immer von der Bildfläche des kirchlichen Lebens hätte verschwinden lassen. Denn die Wirkung seiner Worte und Handlungen kommt tatsächlich